

Leseprobe aus:

Derek B. Miller

Ein seltsamer Ort zum Sterben



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

Derek B. Miller

E i n
s e l t s a m e r
O r t
z u m S t e r b e n

Roman Aus dem Englischen von Olaf Roth

R O W O H L T T A S C H E N B U C H V E R L A G

Das Buch erschien zuerst in Norwegen unter dem Titel «Et merkelig sted å dø» bei Cappelen Damm, Oslo.

Die deutsche Ausgabe wurde nach dem englischen Originalmanuskript übersetzt.

Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch Verlag, Reinbek bei Hamburg, Mai 2014 Copyright © 2013 by Rowohlt Verlag GmbH, Reinbek bei Hamburg «Norwegian by Night» Copyright © 2010 by Derek B. Miller «Et merkelig sted å dø» Copyright © 2011 by Cappelen Damm AS Redaktion Jan Valk Umschlaggestaltung any.way, Barbara Hanke/Cordula Schmidt (Illustration: Ruth Botzenhardt) Innentypographie Daniel Sauthoff Satz Foundry Wilson PostScript (InDesign) bei Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin Druck und Bindung CPI – Clausen & Bosse, Leck Printed in Germany ISBN 978 3 499 25965 4

TEIL I

DER 59.
BREITENGRAD

ES ist Sommer, ein strahlend heller Tag. Sheldon Horowitz thront auf einem klappbaren Regiestuhl hoch über der Picknickdecke und außer Reichweite des Essens in einem schattigen Eckchen des Osloer Frogner Parks. Auf dem Pappteller in seinem Schoß liegt ein angenagtes Kotelett-Sandwich, das ihm nicht schmeckt. Mit dem rechten Zeigefinger spielt er mit den Kondenstropfen auf seiner Bierflasche, an der er ein paarmal genippt, dann aber das Interesse verloren hat. Seine Füße pendeln hin und her wie die eines Schuljungen, aber jetzt, mit zweiundachtzig, pendeln sie langsamer. Der Bogen, den sie beschreiben, ist kleiner. Rhea und Lars gegenüber würde er das nicht zugeben – niemals, natürlich nicht –, aber Sheldon fragt sich die ganze Zeit, was zum Teufel er hier macht und was er dagegen unternehmen kann, bevor er irgendwann aufhört, sich das zu fragen.

Sheldon sitzt eine Armeslänge entfernt von seiner Enkelin Rhea und ihrem neuen Ehemann Lars, der gerade einen tiefen Zug aus seiner Bierflasche nimmt und so fröhlich, so freundlich und überschwänglich wirkt, dass Sheldon ihm am liebsten den Hotdog aus der Hand reißen und in die Nase stopfen würde. Rhea, die heute seltsam blass aussieht, würde dies vermutlich schlecht aufnehmen und Sheldon zu weiteren *Integrationsfördernden Ausflügen* verdonnern («damit du dich einlebst»), und wäre die Welt tatsächlich

gerecht, würde Sheldon so etwas nicht zugemutet werden, ebenso wenig wie Lars das Hotdog-Manöver. Aber Rhea hatte ja die tolle Idee gehabt, von New York nach Norwegen zu ziehen, und Sheldon – verwitwet, alt, ungeduldig, knurrig – las damals in Lars' Miene eine Spur von Schadenfreude hinein.

Nichts von alldem war gerecht.

«Weißt du, weshalb Hotdogs Hotdogs heißen?», sagt Sheldon laut und mit gebieterischer Pose. Hätte er einen Gehstock, er würde ihn jetzt schwingen, aber so weit ist es mit ihm noch nicht gekommen.

Lars schaut aufmerksam zu ihm auf, während Rhea einen genervten Seufzer ausstößt.

«Erster Weltkrieg. Wir waren böse auf die Deutschen und haben sie bestraft, indem wir uns neue Bezeichnungen für ihr Essen ausgedacht haben. Na ja, besser als der Krieg gegen den Terror. Wir sind böse auf die Terroristen und bestrafen die Franzosen, indem wir unser eigenes Essen umbenennen.»

«Wie meinst du das?», fragt Lars.

Sheldon sieht, wie Rhea ihrem Mann aufs Bein tippt, die Augenbrauen hochzieht und ihm mit grimmigem Blick zu verstehen gibt, Anstachelungen zu dieser Art von Tiraden doch bitte zu unterlassen, diese Ermutigung zum Abschweifen in die Vergangenheit. Alles, was zu der heiß diskutierten Altersdemenz beitragen könnte.

Sheldon hätte das nicht mitbekommen dürfen, tut es aber doch und redet sich in Rage.

«Freedom fries! Ich rede von den Freiheitsfritten. Au revoir, Pommes frites, hello Freedom fries! Diesen Schwachsinn hat doch tatsächlich der Kongress ausgeheckt! Und da hält meine Enkelin mich für denjenigen, der den Verstand

verliert. Lass dir mal eins gesagt sein, junge Dame: Nicht bei mir ist eine Schraube locker, bei den anderen rappelt's im Karton!»

Sheldon lässt den Blick über den Park schweifen. Hier lassen sich keine wildfremden Menschen treiben, wie man das aus jeder beliebigen amerikanischen Großstadt kennt, jene Art von Leuten, die einem nicht nur persönlich, sondern die sich auch untereinander fremd sind. Er ist hier unter lauter hochgewachsenen, gleich aussehenden, lächelnden Gutmenschen, die sich alle kennen und dieselben generationenübergreifenden Klamotten tragen. Und so sehr er sich auch bemüht, er findet einfach keinen Draht zu ihnen.

Rhea. Der Name einer Titanin. Tochter des Uranus und der Gaia, Himmel und Erde, Frau des Chronos, Göttermutter. Zeus *hinselbst* nährte sich an ihren Brüsten, und sie gebar die heute bekannte Welt. Sheldons Sohn Saul – lang schon unter der Erde – nannte sie so, um sie über die Banalität zu erheben, die sein Leben in Vietnam bestimmt hatte, 73/74. Er war für einen Monat nach Hause gekommen, um sich von seinem Einsatz bei der Riverine Force zu erholen, dann aber zu einer zweiten Tour aufgebrochen. Es war im September. Die Fronturlauber waren auf dem Hudson und in den Berkshires unterwegs. Mabel zufolge – auch sie bereits verschieden, damals aber in diese Dinge eingeweiht – schliefen Saul und seine Freundin während dieser Zeit nur ein einziges Mal miteinander, und dabei wurde Rhea gezeugt. Am nächsten Morgen hatte Saul ein Gespräch mit Sheldon, das beide für immer veränderte, und dann ging er wieder nach Vietnam, wo eine Sprengfalle ihm zwei Monate nach seiner Landung die Beine wegfetzte, als er gerade im Rahmen einer routinemäßigen Rettungsaktion auf der Suche nach einem abge-

schossenen Piloten war. Saul verblutete im Boot auf dem Weg ins Lazarett.

«Gib ihr den Namen *Rhea*», schrieb Saul in seinem letzten Brief aus Saigon, als Saigon noch Saigon und Saul noch Saul war. Vielleicht war ihm ja eingefallen, was er in der Schule über Mythologie gelernt hatte, und sie trug ihren Namen ganz zu Recht. Vielleicht hatte er sich auch in die dem Untergang geweihte Figur aus Stanisław Lems Buch verliebt, das er unter der Wolldecke las, während die anderen Soldaten in den Schlaf gesunken waren.

Es bedurfte eines polnischen Autors, um diesen amerikanischen Juden zu inspirieren, der seine Tochter nach einem griechischen Titanenspross benannte und schließlich von einer vietnamesischen Mine getötet wurde, weil er seinen Vater hatte zufriedenstellen wollen, einen ehemaligen Marine und Scharfschützen im Koreakrieg, der mit Sicherheit auch jetzt noch, in der Wildnis Skandinaviens, von Nordkoreanern verfolgt wird, selbst hier, im Grün des Frogner Parks an einem sonnigen Julitag, wo so wenig Zeit bleibt, um all das zu büßen, was er getan hat.

Rhea. Hier bedeutet es nichts. Es ist das schwedische Wort für Schlussverkauf. So leicht ist der ganze Zauber dahin.

«Papa?», fragt Rhea. So nennt sie ihren Großvater.

«Was?»

«Und, was sagst du?»

«Wozu?»

«Du weißt schon. Die Gegend. Die Umgebung. Hier ziehen wir hin, wenn wir unser Haus in Tøyen verkauft haben. Ist natürlich nicht ganz mit Gramercy Park zu vergleichen, schon klar.»

Sheldon antwortet nicht, daher zieht sie die Augenbrauen hoch und hebt die Hände. «Oslo», hilft sie ihm auf die Sprünge. «Norwegen. Das Licht. Dieses Leben hier.»

«Dieses Leben hier? Ich soll dir sagen, was ich von diesem Leben halte?»

Lars schweigt. Sheldon schaut zu ihm hinüber, hofft auf Unterstützung, doch Lars ist abwesend.

Trotz Blickkontakt kommt es in diesem Augenblick zu keiner Aktivierung seiner mentalen Fähigkeiten. Lars ist gefesselt von der ihm fremden kulturellen Performance zwischen Großvater und Enkelin. Ein Duell in Worten, für das er schlecht gerüstet ist und das man besser nicht unterbricht.

Und doch ist da auch Mitleid. Auf seinem Gesicht zeichnet sich einer der wenigen allen Menschen weltweit verständlichen Ausdrücke ab. Er lautet: *Ich hab hier nur eingeheiratet, also lasst mich in Ruhe mit eurem Kram.* Das kommt Sheldon sogar ein wenig vertraut vor. Zugleich ist es aber auch typisch norwegisch. Eine vollkommen wertfreie Haltung, die ihm sofort auf die Nerven geht.

Sheldon schaut wieder zu Rhea hinüber, zu dieser Frau, die zu heiraten Lars gelungen ist. Ihr Haar ist rabenschwarz und zu einem seidigen Pferdeschwanz zusammengebunden. Ihre blauen Augen blitzen wie das Japanische Meer vor der Schlacht.

Sheldon findet, dass ihr Blick seit der Schwangerschaft tiefgründiger geworden ist.

Dieses Leben? Wenn er jetzt die Hand nach ihrem Gesicht ausstreckte, mit den Fingern über ihre Wangenknochen führe und ihr mit dem Daumen die von einem heftigen Windstoß hervorgelockte Träne abwischte, würde er bestimmt in Schluchzen ausbrechen, sie an sich drücken und

ihren Kopf an seine Schulter pressen. In Rhea wächst *neues* Leben. Allein darauf kommt es an.

Sie wartet auf eine Antwort auf ihre Frage, aber die bleibt aus. Er starrt sie an. Hat er die Frage bereits vergessen? Sie wirkt enttäuscht.

Die Sonne geht erst nach zehn unter. Überall sind Kinder, und die Leute sind früh von der Arbeit hergekommen, um den vor ihnen liegenden Sommer zu genießen, als Ausgleich für die Dunkelheit der Wintermonate. Eltern kaufen belegte Brote und verfüttern sie in kleinen Stückchen an ihre Kinder, während Väter Plastikfläschchen zu teuren Kinderwagen mit exotischen Namen bringen.

Quinny. Stokke. Bugaboo. Peg Perego. Maxi-Cosi.

Dieses Leben? Sie sollte eigentlich wissen, dass dieses Leben das Produkt so vieler Tode ist. Mario. Bill. Ihre Großmutter Mabel, die gerade erst vor acht Monaten gestorben ist und damit Sheldons Umzug hierher eingeleitet hat.

Was durch Sauls Tod eingeleitet wurde, lässt sich nicht so leicht berechnen.

Mabels Beerdigung fand in New York statt. Sie stammten aus unterschiedlichen Ecken des Landes – er aus Neuengland, sie aus Chicago –, und lebten in der Stadt zunächst als Besucher, dann als Bewohner und nach vielen Jahren wohl als New Yorker. Nach dem Gottesdienst und dem anschließenden Empfang ging Sheldon allein zu einem Coffeeshop bei ihnen um die Ecke im Gramercy-Viertel. Es war mitten am Nachmittag. Die Mittagessenszeit war vorbei. Die Trauernden waren auseinandergegangen. Sheldon hätte nun sieben Tage Schiwe sitzen sollen, seiner toten Frau zu Ehren, und sich von seinen Angehörigen umhegen, versorgen und Gesell-

schaft leisten lassen, so wie das Brauch war. Stattdessen saß er in der Coffee and Tea Bar am Irving Place 71 in der Nähe der 19. Straße, aß ein Blaubeer-Muffin und schlürfte schwarzen Kaffee. Rhea war mit dem Flugzeug zur Beerdigung angereist, ohne Lars, und hatte mitbekommen, dass er sich davongestohlen hatte. Sie fand ihn ein paar Blocks weiter und setzte sich ihm gegenüber hin.

Sie trug einen eleganten schwarzen Hosenanzug, das Haar fiel ihr auf die Schultern. Sie war zweiunddreißig Jahre alt und hatte einen entschlossenen Blick aufgesetzt. Sheldon dachte, sie wolle ihm Vorwürfe machen, weil er sich vor der Schiwe drückte. Als sie dann mit der Sprache rausrückte, spuckte er beinahe eine Blaubeere quer über den Tisch.

«Komm mit uns nach Norwegen.»

«Du kannst mich mal», sagte Sheldon.

«Ich mein's ernst.»

«Ich auch.»

«Die Gegend heißt Frogner. Es ist wunderschön dort. Im Haus gibt es eine Einliegerwohnung mit separatem Eingang. Du wärst dort vollkommen selbständig. Wir sind noch nicht eingezogen, aber im Winter wird es so weit sein.»

«Du solltest sie an Trolle vermieten. Es gibt da doch Trolle, richtig? Oder war das Island?»

«Wir möchten sie nicht vermieten. Es ist ein komisches Gefühl, wenn man weiß, dass ständig Fremde unter deinen Füßen herumlaufen.»

«Das kommt daher, dass ihr keine Kinder habt. Ihr werdet euch an das Gefühl gewöhnen.»

«Ich finde, du solltest zu uns kommen. Was hält dich hier denn noch?»

«Abgesehen von Blaubeer-Muffins?»

«Ja.»

«Man fragt sich, wie viel mehr man noch brauchen soll in meinem Alter.»

«Du solltest dir das wirklich überlegen.»

«Was habe ich denn da drüben verloren? Ich bin Amerikaner. Jude. Zweiundachtzig. Witwer in Rente. Ein ehemaliger Marine. Ein Uhrenreparateur. Ich brauche eine Stunde, um zu pinkeln. Gibt es da drüben einen Club für Leute wie mich, von dem ich noch nichts weiß?»

«Ich möchte nicht, dass du einsam stirbst.»

«Jetzt hör aber auf, Rhea.»

«Ich bin schwanger. Es ist noch ziemlich früh, aber es ist so.»

Da nahm Sheldon, an diesem Tag aller Tage, ihre Hand, berührte sie mit den Lippen, schloss die Augen und versuchte, neues Leben in ihrem Puls zu erspüren.

Rhea und Lars wohnten bereits seit fast einem Jahr in Oslo, als Mabel starb und Sheldon sich entschloss, zu ihnen zu ziehen. Lars hatte eine gute Stelle als Spieleentwickler, und sie fasste allmählich als Architektin Fuß. Ihr Diplom von der Cooper Union erwies sich als hilfreich, und da die Bevölkerung Oslos zunehmend in Ferienhäuser und Immobilien im Umland investierte, beschloss sie zu bleiben.

Lars war, wie zu erwarten, überglücklich und konstruktiv und über die Maßen optimistisch ob ihrer Bereitschaft, sich anzupassen und der Herde anzuschließen. Norweger laichen nämlich von Natur aus am liebsten in ihren angestammten Gewässern. Und so wird Oslo von Norwegern bevölkert, die mit einer Schattenpopulation entwurzelter Seelen verheiratet sind, welche allesamt den Blick von Touristen aufgesetzt

haben, die man wie Kinder durchs Wachsfigurenmuseum führt.

Mit Unterstützung seiner Eltern hatte Lars 1992 eine hübsche doppelstöckige Wohnung mit drei Schlafzimmern in Tøyen gekauft, die mittlerweile beinahe dreieinhalb Millionen Kronen wert war. Ein nettes Sümmchen für einen Stadtteil, der Sheldon wie die Bronx vorkam. Zusammen hatten sie fünfhunderttausend Kronen angespart, und wenn sie eine Hypothek aufnahmen – eine Hypothek, ja, aber keine riesengroße –, konnten sie sich das Haus mit den drei Schlafzimmern in Frogner leisten, was Sheldons Ansicht nach eher dem Central Park West entsprach. Tøyen war eine etwas miefige Gegend, und Lars und Rhea waren es leid, vergeblich darauf zu warten, dass es schicker würde. Es kamen immer mehr Menschen aus Pakistan und vom Balkan. Somalis hatten den Park des Viertels in Beschlag genommen, um dort ausgiebig Khat zu kauen, der Gemeinderat hatte schlauerweise eine Ausgabestelle für Methadon in dem Shoppingcenter auf der anderen Seite der Straße eingerichtet, was die Junkies anlockte. Wer Geld hatte, zog in andere Viertel, die Schulen wurden schlechter, und die ganze Zeit über versuchten Rhea und Lars ihm weiszumachen, dass das ein «Viertel mit Charakter» sei. Doch Sheldon sah nichts als Gefahren.

Zum Glück gab es immerhin keine Nordkoreaner, diese kleinen schlitzäugigen Halunken. Falls es welche gab, würden sie auffallen. Einen Nordkoreaner in Norwegen zu verstecken ist schwierig. Einen in New York zu verstecken ist so, als würde man einen Baum im Wald verstecken. Sie sind an jeder Straßenecke zu finden, verkaufen Blumen oder führen

Lebensmittelgeschäfte. Ihre kleinen Knopfaugen starren dir hinterher, während du die Straße entlanggehst, und dann telegraphieren sie gleich nach Pjöngjang, um deine Koordinaten durchzugeben.

Sie hatten ihn seit 1952 auf dem Schirm, ganz sicher. Wenn man zwölf Männer namens Kim von einer Ufermauer in Incheon weggeputzt hat, kann man kaum auf Vergeben und Vergessen hoffen. Nicht bei den Koreanern. Sie haben die Geduld der Chinesen, kombiniert mit einem italienisch anmutenden Hang zur *vendetta*. Und sie können sich anpassen. Oh, Sheldon brauchte Jahre, um zu lernen, wie man sie erkannte, ihre Anwesenheit erspürte, ihnen aus dem Weg ging, sie austrickste.

Hier war das anders. Hier fielen sie auf, und zwar extrem. Jeder einzelne koreanische Halunke. Jeder gehirngewaschene Irre, der wiederum unter Beobachtung des nächsten gehirngewaschenen Irren stand, für den Fall, dass der erste einen Anfall von selbständigem Denken erlitt.

«Hört mal gut zu, ihr Bastarde!», würde er ihnen am liebsten zurufen. «Ihr habt den Krieg angefangen! Und wenn ihr das kapiert habt, ist mal eine saftige Entschuldigung fällig!»

Dabei ist Sheldon nach wie vor der Meinung, irregeleitete Menschen seien nicht verantwortlich für ihre Taten.

Mabel verstand nie, was er gegen Koreaner hatte, sie sagte, er würde sich da in etwas hineinsteigern, auch sein Arzt wäre dieser Meinung, und dass er allmählich zur Vernunft kommen und einsehen müsse, dass er niemals ein romantischer Scharfschütze war, sondern ein langweiliger Angestellter in Pusan, den mit Sicherheit kein einziger Koreaner verfolgte.

Er habe nie jemanden erschossen. Habe nie aus Wut zum Gewehr gegriffen.

Ein paar Monate vor ihrem Tod schnitt sie das Thema wieder an.

«Du wirst allmählich senil, Donny.»

«Werde ich nicht.»

«Du veränderst dich. Das sehe ich.»

«Du bist schwer krank, Mabel. Klar, dass mich das mitnimmt! Außerdem behauptest du das schon seit 1976. Vielleicht bin es ja gar nicht ich, der sich verändert, sondern du bist es. Womöglich wirst du langsam immun gegen meinen Charme.»

«Das war doch kein Vorwurf. Sie nennen es jetzt Demenz. Du bist über achtzig. Rhea hat mir erzählt, über fünfundzwanzig Prozent von uns kriegen Alzheimer. Das ist etwas, worüber wir reden müssen.»

«Ist es nicht!»

«Du musst mehr Fisch essen.»

«Muss ich nicht!»

Rückblickend war das eine ziemlich kindische Antwort gewesen, aber es war auch ein bewährtes Totschlagargument.

Seine Erinnerungen wurden mit dem Alter einfach immer lebendiger. Die Zeit verstrich auf eine neue Art. Wenn man keine Zukunft mehr hat, besinnt sich der Geist auf sich selbst. Das war keine Demenz. Es war die einzige rationale Antwort auf das Unvermeidliche.

Und ganz davon abgesehen: Was verursachte denn solche Erinnerungen überhaupt?

Anfang September 1952 war er in Korea verloren gegangen. Als Folge einiger Ereignisse, die nur damals einen Sinn ergaben, wurde er an der Küste von dem australischen Schiff HMAS *Bataan* aufgegriffen, das zur Task Force 91 gehörte und die Aufgabe hatte, mit einer Blockade den amerika-

nischen Truppen den Rücken zu decken, die am Strand landeten und unter denen sich auch Sheldon hätte befinden sollen. Aber das war nicht der Fall, denn schließlich war er ja auf der *Bataan*. Sheldon, der damals Donny genannt wurde, hätte bei der Kampfeinheit des Fünften Marineregiments sein sollen, die am Red Beach landete, doch irgendwie kam er im Zuge seiner Verlegung abhanden, denn Armeen kommt immer etwas abhanden.

Er war zu jung zum Kämpfen gewesen, als der Zweite Weltkrieg ausbrach. Als fünf Jahre später die Sache mit Korea begann, war ihm gleich klar, dass er diesen Krieg nicht auch noch verpassen würde, und verpflichtete sich sofort, nur um sich schließlich – in der Stunde der Wahrheit – in Gesellschaft einer Horde australischer Hinterwäldler wiederzufinden, die sich weigerten, ihm eines ihrer Rettungsboote zu leihen, mit dem er an Land übersetzen und Leute erschießen wollte, wie es seine Aufgabe war.

«Sorry, Mate. Brauchen wir vielleicht. Haben nur vier. Kleines Schiff, große Kanonen und überall Kugeln in der Luft. Verstehst du doch, oder?»

Also beschloss er, es sich ohne Erlaubnis von seinen Gastgebern zu borgen – er weigerte sich, das Wort «stehlen» zu benutzen. Er musste zugeben, dass sie ja irgendwo recht hatten, während eines heftigen Angriffs ihre Notausrüstung behalten zu wollen, aber manchmal haben Menschen ganz unterschiedliche Bedürfnisse, und da muss man eben eine klare Entscheidung treffen.

Donny Horowitz war damals vierundzwanzig. Er war bei klarem Verstand, hatte eine ruhige Hand und war als Jude in seiner Soldatenehre enorm leicht zu verletzen. Die Armee musste ihm nur die richtige Rolle zuweisen und ihn mit der

richtigen Aufgabe betrauen. Die Rolle war Scharfschütze. Die Aufgabe war Incheon.

Incheon war eine taktische Herausforderung. Seit etwa anderthalb Monaten hatten sich die Nordkoreaner am Busan-Perimeter abgearbeitet, und Douglas MacArthur entschied nun, dass es Zeit wäre, sie durch die Einnahme der westlichen Hafenstadt Incheon an der seitlichen Flanke anzugreifen. Doch die Strände von Incheon waren ungeeignet und die Uferbereiche so seicht, dass eine Invasion nur bei Flut möglich war.

Das Bombardement durch die Schiffe hatte zwei Tage andauert und Incheons Verteidigung geschwächt. Es gab keinen Mann hier, dem nicht das Stichwort D-Day eingefallen wäre. Keinen Mann, der nicht an das dachte, was in der Normandie am Omaha Beach passiert war, als die amerikanischen Bomber ihr Ziel verfehlten und die Panzer bei der Landung im Meer versanken und den Amerikanern keinen Schutz am Strand bieten konnten: keine Deckung, keine Feuerkraft, keine Bombenrichter, die sich als Schützengräben benutzen ließen.

Donny wollte verdammt sein, wenn er bei dieser Invasion hier nicht ganz vorne mitmischte.

An jenem Morgen, während das Dritte und Fünfte Marineregiment mit Panzerladungsschiffen – kurz LST – Green Beach ansteuerten, um M26-Pershing-Tanks an Land abzusetzen, ließ Donny inmitten des Rauchs und Artilleriefuers und der wild im Getöse umherfliegenden Vögel das Rettungsboot seitlich an der *Bataan* zu Wasser, kletterte mit seinem Gewehr hinein und ruderte, das Gesicht der Landseite zugewandt, auf das Artilleriefuer zu.

Am Red Beach verteidigten die Nordkoreaner eine hohe

Ufermauer, welche die Südkoreaner mit Leitern zu stürmen versuchten. Oben auf der Mauer stand eine Reihe Scharfschützen und versuchte, die Amerikaner, Südkoreaner und alles, was unter UN-Flagge kämpfte, abzuräumen. Geschosse zischten über ihre Köpfe hinweg. Die Koreaner feuerten die grünen Leuchtspurgeschosse ihrer chinesischen Verbündeten ab, die sich mit den roten der Alliierten kreuzten.

Sie fingen an, auf Donny zu schießen. Die Kugeln kamen erst langsam näher und zischten dann an ihm vorbei, durchfrästen Gischt aufpeitschend die Wasseroberfläche oder durchlöcherten das Ruderboot.

Sheldon fragte sich oft, was die Koreaner, diese abergläubische Bande, wohl dachten, als sie einen einzelnen Soldaten sahen, der aufs Wasser starrte, vom Rot, Grün, Orange und Gelb des Gefechts beleuchtet, das sich auf dem Wasser und in den Morgenwolken reflektierte. Ein kleiner blauäugiger Teufel, der immun gegen ihre Verteidigungskünste war.

Donnys Boot wurde von einer Salve erwischt. Vier Kugeln durchschlugen den Bug. Wasser drang ein und umspülte seine Stiefel. Die Marines hatten bereits den Strand erreicht und näherten sich der Ufermauer. Grüne Leuchtspurgeschosse zischten mitten in sein Regiment.

So dicht am Ziel angekommen, beschloss Sheldon, der ein schlechter Schwimmer war, keine vierhundert Meter vom Ufer entfernt und mit den Füßen im nassen Grab stehend, seine Munition einzusetzen, *verdammt noch mal*, bevor er zusammen mit ihr unterging.

Er hatte so weiche Hände für einen Jungen. Er war nur eins siebzig groß und hatte nie harte körperliche Arbeit verrichten oder schwere Gegenstände tragen müssen. Er zählte im Schusterladen seines Vaters die Zahlenreihen zusammen

und träumte davon, einen Ball für die Red Sox weit ins linke Feld und über das Green Monster zu schlagen. Als er zum ersten Mal die Unterseite von Mabels Brüsten berührte – unter ihrem Pulli während eines Bogart-Films mit Audrey Hepburn –, meinte sie, seine Finger wären so weich, dass sie sich anfühlten wie Mädchenhände. Dieses Geständnis erregte ihn stärker als jeder Film, den er jemals gesehen hatte.

Als er in die Armee eintrat, beschloss man, dass er sich gut zum Scharfschützen eignete. Ausgeglichen. Ruhig. Clever. Dünn, aber ausdauernd. Voller Wut, zugleich aber ausgestattet mit der Fähigkeit, sie durch Vernunft zu bändigen. Ausgeprägtes taktiles Feingefühl.

Man stellt sich Gewehre als brutale Werkzeuge vor, die von kräftig gebauten Männern benutzt werden. Doch die Kunst des Schießens erfordert höchstes Feingefühl. Die Berührung eines Liebhabers oder Uhrmachers. Es gibt eine intime Beziehung zwischen Finger und Abzug. Höchste Atemkontrolle ist nötig. Jeder Muskel wird eingesetzt, um völlige Regungslosigkeit zu erzeugen. Die Richtung des Windes an den Wangen findet ihre Entsprechung im Anheben des Gewehrlaufs, sanft wie der Dampf, der an einem Winternachmittag von einem warmen Blaubeerkuchen aufsteigt.

Und jetzt, die Füße im Wasser, hielt Donny den Blick auf die weit hinten in Nebel und Rauch flimmernden Zielobjekte auf der Mauer gerichtet. Das Artilleriefeuer störte ihn nicht. Das Wasser in seinen Schuhen war nur eine Empfindung, bedeutungslos. Der verwirrte Vogel, der vor lauter Lärm und Rauch gegen seinen Oberschenkel flog, war nur ein Gefühl. Er war ganz in sich gekehrt, und bis heute denkt er an eine bestimmte Musik, wenn er sich an diesen Moment erinnert. Was er hörte, und auch jetzt in seinen Erinnerun-

gen hört er es, war die unbegleitete Cello-Suite Nr. 1 in G-Dur von Bach.

In diesem Augenblick tiefster Ruhe und vollkommenen Friedens verlor er die Wut seiner Jugend. Durch die Musik, den Rauch, durch das Wasser fiel der Hass auf die Nazis von ihm ab.

Und da, in jenem Augenblick der Gnade, tötete Donny.

Aus dem Lauf eines ungewöhnlich gerade schießenden M1C Garand Kaliber .30 verfeuerte Sheldon in weniger als dreißig Sekunden drei Magazine mit panzerbrechender 168er-Grain-Munition. Er tötete zwölf Männer, fegte sie von der 350 Meter weit entfernten hohen Ufermauer und ermöglichte damit deren Erstürmung durch die Marines, ohne dass einer von seinen Leuten zu Schaden gekommen wäre. Nur er selbst trug eine oberflächliche Fleischwunde am linken Bein davon.

Es war eine winzige Geste, als würde man einen Kiesel in einen Teich werfen und so das Abbild des Nachthimmels stören.

Mabel erzählte er davon natürlich erst viel, viel später. So spät, dass sie ihm die Geschichte nicht abnahm. Sie hatten einen Sohn, um den sie sich kümmern mussten, und Heldentum war für Sheldon Privatsache. Er sagte, er sei als Logistikoffizier tätig gewesen, viel weiter im Süden, wo es sicherer war. Die Wunde? Die hatte er sich zugezogen, als er mal unachtsam die Tür zu einem Geräteschuppen aufgestoßen hatte und auf einen Rechen getreten war. Er zog es ins Lächerliche: *Der Klügere gibt eben nach.*

Für seinen Beitrag zur Invasion bekam Sheldon die Navy

Commendation Medal und das Purple Heart. Wo waren die bloß abgeblieben? Er hatte ein Uhrmacher- und Antiquitätengeschäft. Sie konnten überall sein. In irgendeiner Schublade oder Kiste. Er konnte sie nirgends finden. Den einzigen Beweis, dass er noch alle Tassen im Schrank hatte. Und jetzt war der Laden weg. Das Zeug verkauft. Was er so sorgfältig zusammengetragen hatte, war in alle Winde zerstreut. Sie würden, wieder in Umlauf gebracht, von Sammlern zu neuen Sammlungen vereint und dann wieder zerstreut werden, wenn ihre neuen Besitzer zu Staub zerfielen.

«Dieses Leben.» Was für eine Frage! In diesem Leben verwandelte sich mein Körper in einen vertrockneten Ast, wo ich doch früher einmal ein starker Stamm gewesen bin. Ich gehe durch fremde Straßen mit arabischen Süßwarenläden und Lampengeschäften, steige über Trambahnschienen und starre die plumpen, stummen protestantischen Fassaden an. Ich muss an die satten Wiesen und üppigen Buchenwälder Neuenglands denken – draußen vor dem Fenster meines Kinderzimmers –, wie sie sonst nur in verwunschenen Königreichen wachsen. Meine Eltern, in meiner Nähe.

In diesem Leben schleppe ich mich als alter Mann dahin, wo ich früher über Zweifel und Widersprüche einfach hinwegflog.

In diesem Leben sind meine Erinnerungen der Rauch, an dem ich ersticke und der mir in den Augen brennt.

In diesem Leben erinnere ich mich an jenen Hunger, der niemals wiederkehren wird. Als ich einst der Liebhaber mit den blauen Augen war, die sie je gesehen hatte. Blauer als die von Paul Newman. Dunkler als die von Frank Sinatra.

Dieses Leben! Dieses Leben geht zu Ende ohne irgend-

eine Erklärung oder Entschuldigung, und jede Regung meiner Seele oder jeder Lichtstrahl, der durch eine Wolke fällt, könnte das Ende bedeuten.

Dieses Leben war ein plötzlicher, tragischer Traum. Er packte mich in den frühen Morgenstunden eines Samstagmorgens, kurz bevor der Sonnenaufgang im Spiegel ihres Toilettentisches zu strahlen begann und mich sprachlos zurückließ, während die Welt in Weiß aufging.

Und selbst wenn sie es tatsächlich wissen wollen, wer könnte es ihnen erzählen?

Z U einer vollkommen unchristlichen Zeit steht Sheldon nackt im Badezimmer ihrer Wohnung in Tøyen. Rhea und Lars sind aus irgendeinem Grund ausgegangen. Wortlos haben sie das Haus mitten in der Nacht verlassen und sind schon seit Stunden fort.

Das Licht ist aus, es ist dunkel. Er stützt sich mit einer Hand an den kalten Fliesen über der Toilette ab und zielt mit der anderen Hand, so gut es geht. Er wartet, bis seine Prostata sich beiseiteschiebt, damit er endlich ungestört Wasser lassen und sich dann wieder rasch ins Bett verziehen kann, wo er hingehört. Das verringert die Gefahr, sich nach einem plötzlichen Herztod noch immer mit dem Penis in der Hand von ein paar zwanzigjährigen Sanis auf dem Boden auffinden lassen zu müssen, die mit großen Augen seine Beschneidung und sein Pech zur Kenntnis nehmen.

Es liegt nicht nur am Alter, dass alles langsamer geht. Ein Mann und eine Frau streiten oben in der Wohnung in irgendeiner Balkansprache mit all ihrem Gezische und Gepolter. Könnte Albanisch sein. Vielleicht auch nicht. Er hat keine Ahnung. Es klingt böseartig, antisemitisch, kommunistisch, bäuerlich, faschistisch und korrupt, alles zugleich. Jedes Phonem, jede Verschleifung und Intonation klingt bitter. Der Streit ist laut, und alles, was unverständlich darin mit-